

Leseprobe aus:  
Mely Kiyak  
Herr Kiyak dachte, jetzt fängt der schöne Teil des Lebens  
an



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

© 2024 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

HANSER





Mely Kiyak

Herr Kiyak dachte,  
jetzt fängt  
der schöne Teil  
des Lebens an

Roman | Hanser

Eine frühere Fassung des Buches erschien 2013  
im S. Fischer Verlag. Für diese Ausgabe hat die Autorin  
es durchgesehen und stark bearbeitet.

1. Auflage 2024

ISBN 978-3-446-27946-9

© 2024 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München  
Umschlag: Designbüro Lübbecke Naumann Thoben, Köln  
Satz: Satz für Satz, Wangen im Allgäu  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany



MIX  
Papier | Fördert  
gute Waldnutzung  
FSC® C014496

Herr Kiyak dachte,  
jetzt fängt  
der schöne Teil  
des Lebens an



Man stirbt.

Man steht morgens auf, macht seine Arbeit und stirbt.

Man träumt, man stirbt.

Man gießt Blumen, geht einkaufen, schüttelt Decken aus  
und stirbt.

Man liest. Man liebt. Man stirbt.

Vögel zwitschern, Narzissen springen mit einem leisen  
Rascheln auf – was folgt, ist Sterben.

Zwecklos, sich damit anzulegen, man stirbt.

Man stirbt. Man stirbt.



Mein Vater geht wie eine betrunkene Ballerina. Weder trinkt er, noch kann er tanzen. Er versucht, beim Laufen einfach nicht umzukippen. Sorgfältig setzt er einen Fuß vor den nächsten und wedelt würdevoll mit den Armen, um sein Gleichgewicht nicht zu verlieren. Er weiß, dass ich so über ihn denke. Er lacht ja selber darüber.

Manchmal begegnen wir uns zufällig auf der Straße. Das freut mich natürlich sehr. Auch er ist überrascht, mich zu sehen, hebt die Arme und winkt weit ausholend mit den Händen. Auch das sieht komisch aus. Als würde er um Hilfe rufen. Ich schreie dann theatralisch: Halte durch, ich bin gleich da!

Wir bleiben stehen, fragen: Wo kommst du her, wo gehst du hin? Manchmal halte ich ihn dabei etwas fest. Er ist so klein, so dünn, so braun. Papa, sage ich, nicht dass der Wind dich wegweht. Wir umarmen und küssen uns, und jeder geht weiter seiner Wege. Jedes Mal, wirklich jedes Mal denke ich, wie oft wird er mir auf dieser Straße noch begegnen? Mein Vater. Der immer lacht, der immer schwankt. Der mit dem längsten Sterben der Welt. Der lebendigste Tote, den es je gab. Der, dessen größtes Verdienst es ist, dass er trotz allem lebt. Der, auf dessen Tod ich mich gründlich, aber vergeblich vorbereitet hatte. Mein Vater. Der leise weint und sehr viel lacht. Der sehr oft schweigt. Und gern erzählt.

\*

Was ich jetzt verraten werde, ist überhaupt nicht exklusiv. Mein Vater hat Krebs. In diesem Moment könnten sich Tausende von Menschen in meiner Stadt, Hunderttausende in Deutschland, Millionen auf der Welt dazu stellen und sagen: Das Gleiche ist uns passiert. Genauso viele würden sich melden, wenn ich erzählte, jemand aus unserer Familie hätte Mukoviszidose oder Herzprobleme oder Bluthochdruck. Denn immer hat irgendwer irgendwas. Mein Vater hat Krebs. Ich habe es auch. Vielleicht mache ich die Krankheit meines Vaters zu meiner Krankheit, sein Schicksal zu meinem, weil ich nur einen Vater habe. Ich bin co-krank mit Co-Krebs.

Der Krebs ist reich an Details. Der Krebs ist ein Karzinom. Er kann schnell wachsen oder langsam. Er ist gut eingegrenzt oder nicht. Seine Zellen sind groß oder klein. So sitzt man mit anderen Verbündeten in der Krankenhauscafeteria und stellt Fragen, indem man Begriffe hin und her wirft. Karzinom? Kleinzellig? Ach so. Oje. Schlecht differenzierbar? Ach Gott. Ja dann, alles Gute. Und bei Ihnen? Was, die zweite Drainage? Das hatte mein Vater auch. Na, du liebes bisschen! Jetzt auch noch das Herz? Na dann, wird hoffentlich wieder. Manches wird übrigens wirklich wieder. Die Kontrastflüssigkeit im Computertomographen warf einen ungünstigen Schatten auf Vaters Leber, wodurch sich die arme unschuldige Leber eines weiteren Tumors verdächtig machte. Manches erledigt sich von selbst, andere Verdachtsmomente aber erhärten sich, werden real, sind da und egal, wie die Sonne steht, ihr Schatten bleibt und rückt nicht weg. Vater hat Krebs. Ich bin sehr traurig.

Auf der Stirn meines Vaters klafft eine Wunde. Es ist der Tag seiner stationären Aufnahme. Wir kommen auf dem großen Krankenhausgelände an und verstehen nicht auf Anhieb, dass es sich um zwei Grundstücke handelt. Auf den ersten Blick sieht es wie ein weitläufiger Park aus. Gepflegte Wege, geschwungene Linien, alter Baumbestand. Wir laufen an kleinen Backsteingebäuden vorbei, bis wir zu einem großen Gebäude gelangen. Dort erfahren wir, dass wir im falschen Krankenhaus sind. Ich halte Vaters Röntgenbilder in der Hand, sie liegen in einem Umschlag aus robustem Papier. Während mein Vater sich bückt, um seine Reisetasche hochzuheben, halte ich den Umschlag so ungeschickt, dass die scharfe Kante der Pappe meinen Vater in die Stirn sticht, gerade als er sich aufrichten will. Es beginnt sofort zu bluten. Mein Vater hat spätestens jetzt alles über. Schon auf dem Weg hierher blieb er einfach stehen und sagte: Wir kehren um. Ich war vollkommen verblüfft. Umkehren im Sinne von kehrtmachen? Umdrehen und in die andere Richtung gehen? Ich sagte: Lass es uns doch erst hier entlang versuchen. Mein Vater stand auf dem Weg und sagte: Wir kehren um. Ich fliege zurück in die Türkei. Ich insistierte: Quatsch, wir ziehen das jetzt durch. Wir benehmen uns wie erwachsene Leute. Mein Vater trottete misshütig neben mir her. Als ich ihm aber aus Versehen seine Stirn blutig aufreißte, hat er wirklich genug. Ich entschuldige mich immer und immer wieder. Dass ich ihm helfe und die Stelle abtupfe, lässt er nicht zu, weil er es nicht ausstehen kann, dass man ihm zur Hand geht. Dann zieht mein Vater sich in

seinen Kokon zurück. Er entrückt sich derart, dass sogar seine Augen nach innen rutschen. »Er rollt schon wieder mit den Augen, lässt ihn in Ruhe«, ist so ein Satz, den man über meinen Vater sagt.

Am Morgen hatte ich im türkischen Radiosender ein altes Lied gehört, in dem Wolken am Himmel spazieren, ein leichter Regen fiel und die Kamille blüht. Es ist März, ich bringe meinen Vater ins Krankenhaus. Er lässt sich seine Tasche nicht tragen und sein Blut nicht abwischen. So laufen Vater und Tochter die Alleen entlang und sind beide unglücklich. So fängt dieser Tag im Frühjahr an. So schwermütig, wo Schwermut nicht meine Sache ist. So einsam, obwohl mir das Einsame nicht liegt. So vergeblich, obwohl Aufgeben nicht zu mir passt.

Das also ist seine Sehnsucht, denke ich über meinen Vater. In seinen Hasenfußmomenten will er in die Türkei abhauen. Jahrzehnte hat er in Deutschland gelebt. Wir laufen und ich begreife, mein Vater und ich, das sind zwei Länder. Er dort und ich hier. Wo gibt es denn das? Dass Vater und Kind nicht dem gleichen Ort entspringen. Was ist das für eine Perversität, dass Menschen ihre Länder verlassen müssen. Das alles geht mir durch den Kopf und vereinzelt mich. Ich sehe die anderen Patienten, die mit ihren Angehörigen im Park spazieren. Wahrscheinlich ermuntern sie ihren Kranken, Kopf hoch, bald bist du wieder zu Hause, und meinen damit alle das gleiche Zuhause. Die Prignitz, das Sauerland, den Teutoburger Wald. Nur unsereins muss sagen: Kopf hoch, Papa, bald bist du wieder in *deinem* Land. Was für eine überflüssige Einrichtung, das Reisen, das Verlassen, das Gehen. Von einem Ort zum anderen

wechseln. Alle sollen gefälligst da bleiben, wo sie geboren sind. Dann wäre an diesem Märztag alles einfacher. Genau genommen hatte ich die Fremdheit schon, als ich mit meinem Vater eine Stunde in den öffentlichen Verkehrsmitteln saß. Wir fuhren durch die märkische Landschaft, deren herausragendes Merkmal das Nichts ist, und ich versuchte, ihn für eine Gegend zu begeistern, die mich selbst nicht begeisterte. Weißt du, es gab vor über hundert Jahren einen verrückten Schriftsteller, der ganze Bände mit Reportagen über diese Steppe füllte, sprach ich wie eine Reiseführerin zu ihm. Er hieß Theodor Fontane, seine *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* stehen in meinem Regal, du hast es sicher gesehen. Mein Vater schaute durch die verschmutzte Scheibe der Bahn und sagte nichts. Was hätte er auch sagen sollen? Dass es ihn gerade nicht interessiert? Dass er seinem Flugticket hinterhertrauert, das ich eine Woche zuvor gegen seinen Willen storniert hatte? Ich log und sagte, dass wir alles Geld erstattet bekämen und dass die freundliche Frau von der Fluggesellschaft meinem Vater gute Besserung wünsche. Natürlich wünscht einem niemand gute Besserung und Geld gab es auch nicht zurück. Ich räumte den gepackten Koffer aus dem Blickfeld und begleitete Vater unter Protest ins Krankenhaus. Er war untröstlich. Untröstlich in der Bahn. Am Informationsstand des falschen Krankenhauses. Auf den geschwungenen Wegen. Untröstlich gefangen in sich selbst. Mit einer Wunde an der Stirn, die ich ihm zugefügt hatte, unwissentlich, unwillentlich, freiwillig alle Schuld auf mich nehmend, weil mein Vater schon genug Schuld für alles empfand. Später lese ich in der Krankenakte meines Vaters, er hätte »keine Abwehrspannung«. Ich lebe seit

über dreißig Jahren in der Funktion Tochter an Vaters Seite. Dass seine Abwehrspannung von geringer Bedeutung ist, weiß ich, seit er mich zeugte. Hätte Vater eine kräftige Abwehrspannung, hätte er sich sein Flugticket genommen und wäre gegen den Rat seiner Ärzte in die Türkei geflogen, wo seine Liebste auf ihn wartet. Wie sonst könnte man sein halbes Leben in einem fremden Land leben, ohne je Anerkennung dafür bekommen zu haben? Wie wäre das gegangen – mit Abwehr? Ein Mensch mit guter Abwehrspannung hätte den Dienst quittiert. Hätte gesagt: Hier steht ein Mensch vor euch, ihr aber seht nur den Arbeiter. Der Vater aber blieb und arbeitete weiter und bat seine Kinder: Macht mir keinen Kummer. Selbst wenn wir ihm Kummer gemacht hätten, was hätte er mit seiner geringen Fähigkeit zur Abwehr dem entgegensetzen können? Was haben wir Kinder über unseren Vater gelacht, wenn er sich aufregte. Richtig ineinandergekrallt vor Lachanfällen haben wir uns, während mein Vater vor uns stand und meinte, einen auf bedrohlich machen zu müssen, um recht bald zu kapitulieren. Wir sind dann in unser Zimmer gegangen und haben den Vater nachgespielt. Wie er aufgebracht vor uns stand und sich aufregte und wir ihn baten, seinen Missmut auf Deutsch zu artikulieren, weil wir vorgaben, ihn nicht zu verstehen. Immer stand er wackelig vor uns und tat uns den Gefallen und fiel über die Silben. Wir konnten kaum an uns halten und gaben vor, ihm zu helfen. Wenn er sagte, ihr habt meine Gefühl ..., erwiderten wir: Was denn, Papa, was haben wir deine Gefühl, sag es doch! Kaputt, stolperte mein Vater die Worte ab. Was, wir haben deine Gefühle kaputt? Kaputt was? Papa, das ist doch kein Satz, ihr habt meine Gefühle kaputt,

Papa, da fehlt doch das Verb. Papa, bitte nenn uns das Verb und wir werden dich demütigst um Verzeihung bitten.

Als wir endlich im richtigen Krankenhaus ankommen, sind wir irritiert. Denn was kann man von einem Krankenhaus erwarten, das aus drei Knusperhäuschen besteht? So sieht doch keine Spezialklinik aus! Wo die Aufnahmestation neben dem Krankenhausbistro liegt. Wo man freundlich begrüßt wird, als checkte man in einem Hotel ein. O Gott, bitte mach, dass hier Menschen arbeiten, die in Chicago, Tokio oder London studiert haben, murmele ich. Kann es ausgerechnet in der Mark Brandenburg internationale anerkannte Lungenspezialisten geben? Wieder spreche ich meinem Vater Mut zu: Schau mal, Papa, wie übersichtlich, und wie gemächlich und würdevoll der Arzt eben über den Rasen geschritten ist. Und innerlich denke ich, ein Arzt, der nicht rennt, ist doch kein Arzt. Das sind wahrscheinlich Ärzte aus dem Osten. Na ja, vielleicht hat man Glück und gerät an eine ungarische Koryphäe, hoffe ich. Die Frau in der Aufnahme fragt: Was haben Sie denn da an der Stirn? Nichts, sagt mein Vater. Soll ich mal schauen, ob ich ein Pflaster habe? Ach was, sagt mein Vater, hier gibt es sicher schlimmere Fälle als mich. Das hoffe ich sehr für Sie, sagt die Frau, und lächelt ihm freundlich zu. Hoffnung muss man immer haben, sagt mein Vater. Das sehe ich genauso, flirtet sie zurück. Sie bittet meinen Vater um eine Telefonnummer für »dringende Fälle«. Er diktiert ihr seine Telefonnummer. Ich mische mich ein und kläre ihn auf: Papa, sie meint das anders. Es geht darum, dass man jemanden aus deiner Familie erreichen kann, falls mal etwas sein sollte, du weißt schon. Ach so, sagt mein Vater und fällt wieder in sich zusammen. Der kurze

Moment der Leichtigkeit ist verflogen, als ich meine Handynummer, meinen Namen und meinen Verwandtschaftsgrad angebe. Sollte mein Vater sterben, werde ich diesen Tag nicht vergessen, der Tag als ich ihn verletzte, nicht im Sinne von »Gefühl kaputt«, sondern in echt, mit Blut an der Stirn. Der Tag, als das Krankenhaus mich um meine Telefonnummer für dringende Fälle bat, wobei man sich den Plural hier sicher sparen kann, denn ein Mensch stirbt nur einmal im Leben. An diesem Märztag, der mit einem Lied über die Wolken begann, ging ich mit meinem Vater und seiner blutenden Stirn ins Krankenhaus. Dank seiner fehlenden Abwehrspannung erreichten wir unser Ziel.

\*

Ich begleite meinen Vater in das erste Krankenzimmer seines Lebens. Seine Tasche trägt er selbst. Wir rechnen mit maximal drei Tagen Aufenthalt. Er solle sich, so befahl es die Krankenschwester, in seinem Zimmer aufhalten und den Arm freimachen, damit der Arzt gleich die Kanüle legen könne. Wir gehen davon aus, dass es sich um Minuten handelt. Wir beeilen uns. Mein Vater legt die Tasche neben das Bett, macht den Arm frei und setzt sich auf die Bettkante. Die erste Stunde, es ist noch Vormittag, sitzt er reglos da. Die zweite Stunde, ich habe ihm die ganze Zeit zugeredet, lehnt er seinen Kopf wenigstens aufs Kissen. Am Mittag sitzt er immer noch so da. Den Kopf am äußersten Zipfel des Kissens. Die Schuhe hat er immerhin ausgezogen, manchmal hebt er das Bein und legt es kurz auf dem Bett ab, um es sofort wieder von der Bettkante

baumeln zu lassen. Es ist wie ein Wettkampf. Nicht liegen wollen. Nicht ankommen.

Gegen Nachmittag fängt mein Vater an zu husten. Er hält sich ein Taschentuch vor den Mund. Als er nach Luft röchelt, sehe ich, dass aus seiner Faust rot gefärbtes Papier herausschaut. Er läuft zum Waschbecken und kann das gleichzeitige Husten mit dem Luftholen nicht koordinieren. Aus seinem Mund läuft eine Mischung aus Spucke und Auswurf. Alles rot. Ich laufe auf den Flur und schreie: Mein Vater erstickt! Mein Vater spuckt Blut! Ich schreie, so laut ich kann. Dann geht alles sehr schnell. Der Arzt kommt, die Krankenschwestern tupfen, Kanülen werden gelegt, Vater kriegt Sauerstoff durch die Nase, Plastikbecher werden unter seinen Mund gehalten, der Auswurf muss sofort ins Labor, und dann endlich, nach Stunden, legt mein Vater sich auf das Bett. Lang ausgestreckt. Die Arme über dem Bauch gefaltet. Aus kurzen Atemzügen werden lange Atemzüge. Innerhalb weniger Stunden ist aus meinem Vater, der eben noch laufen konnte, ein Blut spuckender, fieberiger, bettlägeriger Mann geworden. Seine Tablettenbox wird mit Pillen gefüllt. Das Abendfach quillt über. Auch im Nachtfach liegt eine Pille. Aus meinem Vater, der morgens unter vitalem Protest ins Krankenhaus begleitet wurde, aus meinem Vater, der seine eigene Tasche tragen konnte, ist ein Kranker geworden, der nicht einmal mehr nach seinem Wasserglas greifen kann. Und das nur, weil wir ein Krankenhaus betreten haben. Für meinen Vater ist es das erste Krankenzimmer seines Lebens. Ich gehe raus auf den Gang und sehe, mit wem wir es hier zu tun haben. Patienten, die nach zwei Schritten auf ihren Rollatoren zusammenbrechen. Menschen, die sich

wie verrückt schwitzend an Handknäufen festhalten. Menschen, denen aus dem Kehlkopf Röhrchen und aus den Trainingshosen Zigarettenschachteln herausschauen und die beim Sprechen klingen, als würden sie durch Blechkannen sprechen. Ich gehe zurück ins Zimmer. Mein Vater liegt immer noch so, wie ich ihn verließ. Aus dem normal sprechenden Mann ist ein Flüstermann geworden.

Papa?

Geh nach Hause.

Ich bringe dir ein Kissen.

Geh nach Hause.

Ja, ich fahre nach Hause. In zwei Stunden bin ich zurück. Mit dem Kissen.

Geh nach Hause.

Ist gut. Ich fahre los.

\*

Meine erste Erinnerung an meine Heimatstadt Kiğı ist zwei Zentimeter lang und hier über meiner Augenbraue. Mit drei Jahren fiel ich vier Meter tief in den Fluss, als ich die Brücke über den Murat überquerte. Ich verlor viel Blut und musste genäht werden. Sie brachten mich zu einem Veterinär. Der hatte nur Faden für eine Kuh, nicht für ein Kind. Der Veterinär schickte uns zum Zahnarzt, der nähte mich dann zu. Willst du wissen, wie der Murat-Fluss klang? Wie der Maschinenraum der Fabrik, den ich zwanzig Jahre später in

Deutschland betreten sollte, schschsch, schschsch,  
schschsch ...

Im Frühjahr konnte man den Murat nicht überqueren – so viel Wasser war drin. Dann bauten sie den Staudamm in Elazığ und das Wasser wurde umgeleitet. Wenn sie es brauchten, öffneten sie die Klappen und ließen das Wasser zufließen. Zu deiner Zeit war es ein ausgetrockneter Fluss. Zu meiner Zeit floss das Wasser im Überfluss.

Du kennst doch diese kleinen Schildkröten, ich aber kenne noch große. So groß wie zwei Wassermelonen aus Diyarbakır. Wir teilten uns mit den Schildkröten den Murat. Während sie sich am Ufer sonnten, gingen wir ins Wasser. Wenn wir fertig waren, kamen die Schildkröten dran und schwammen eine Runde.

\*

Zu Hause angekommen werfe ich alles ab. Schuhe, Tasche, Schlüssel. Ich laufe in mein Schlafzimmer. Nehme eines der Kissen, die mit Getreide gefüllt sind. Nehme einen dicken Leinenbezug, ohne Stickerei und Bordüren, damit es beim Schlafen nicht drückt. Beziehe das Kissen. Nehme den Marktkorb. Lege das Kissen rein. Gehe ins Badezimmer. Nehme alle Waschlappen auf einmal und halte meine Wange daran. Welche sind am weichsten?

Gehe in die Küche. Packe ein paar Oliven und eingelegte Peperoni ein. Setze Kaffee auf, lasse ihn durchlaufen, fülle ihn

in die Thermoskanne um. Lege alles in den Korb. Gehe durch die Wohnung. Schau mich um. Was könnte er brauchen? Was würde helfen? Ich ziehe meine Schuhe an, schaue in den Spiegel, lege Parfüm auf, ziehe meine Lippen nach. Sie sollen im Krankenhaus über uns sagen können, was sie wollen, aber nicht, dass wir uns gehenlassen.

Ich fahre los. Der Verkehr ist wie immer nervtötend um diese Zeit, ich denke, maximal drei Tage, so sagten sie im Krankenhaus, also merke ich mir keinen Strauch, keine Kurve, keinen Blitzer. Weshalb auch? Drei Tage. Maximal.

Ich stelle Oliven, Peperoni und Kaffee auf den Tisch im Krankenzimmer und lege das Kissen in Vaters Bett. Mein Vater und sein Bettnachbar Adam haben sich einander schon vorgestellt. Der ziemlich mollige Mann trägt einen Kaiser-Wilhelm-Bart, dessen geschwungene Bartspitzen Richtung Ohren zeigen. Seine Haut und seine Haare sind ganz weiß. Adam erzählt, dass er zu DDR-Zeiten Zirkuskoch war. Und zählt auf, was er für die Artisten gekocht hat. Gulaschsuppe. Bohnensuppe. Sauerkrautsuppe. Mein Vater kommentiert: Gulaschsuppe, kenn ich. Bohnensuppe, kenn ich. Sauerkrautsuppe, kenn ich. Alles, was Adam sagt, ergänzt mein Vater durch: Kenn ich.

Käsekuchen gibt es heutzutage keinen guten mehr, sagt Adam.

Meine Tochter macht guten Käsekuchen, sagt mein Vater.

Es gibt nur schlechten Käsekuchen, sagt Adam.

Schlechter Käsekuchen? Kenn ich.

Guten Käsekuchen gab es früher, bei *uns*.

Meine Tochter macht guten Käsekuchen.

Nee, guten Käsekuchen gibt es keinen mehr.

Komisch, denke ich, warum sprechen sie nicht über ihre Krankheiten? Mein Vater wäre eben fast abgenippelt und der andere sieht auch aus, als stürbe er gleich.

\*

Gegen Abend kommt eine Ärztin und klärt meinen Vater auf. Sie werden eine Bronchoskopie durchführen. Dazu werden sie Vater eine örtliche Betäubung geben und mit einem Schlauch durch die Luftröhre eine Gewebeprobe aus seiner Lunge entnehmen. Diese Probe werden sie untersuchen, um herauszufinden, was es mit der hartnäckigen Lungenentzündung auf sich hat. Ich denke, es handelt sich um eine Entzündung, bekräftigt die Ärztin. Am gleichen Abend besorge ich Vater eine Chipkarte, mit der er in der Klinik Radio, Fernseher und Telefon benutzen kann. Ich habe die Wahl, seine Guthabenkarte mit zehn, zwanzig oder fünfzig Euro aufzufüllen. Ich nehme den mittleren Betrag. Maximal drei Tage. Bevor ich nach Hause fahre, gehe ich in den Supermarkt bei mir um die Ecke, der neuerdings bis Mitternacht geöffnet hat. Ich kaufe Eier, Quark, Zitrone. Ich backe einen Käsekuchen. Anschließend lege ich mich ins Bett. Hätte eigentlich einen Text schreiben müssen. Hätte meine Familienmitglieder anrufen und informieren können. Auf dem Anrufbeantworter bittet mich mein Lieblingsonkel, Papas jüngster Bruder Arif, ihm die Telefonnum-

mer mitzuteilen, unter der er meinen Vater im Krankenhaus erreichen kann. Ich schlafe ein.

Am nächsten Morgen rufe ich meinen Vater an. Seine Stimme klingt, als hätte er eine Wäscheklammer auf der Nase. Er stammelt. Ich lege auf, ziehe mich sofort an und fahre los. Ich schaffe es, in dreißig Minuten anzukommen. Er liegt im Bett und ist erschöpft. Er sieht besser aus, als er klang. Ich begreife jetzt erst, dass es sich um eine Untersuchung handelt, die anspruchsvoller ist als eine Blutabnahme. Ich fülle für meinen Vater den Speiseplan aus. Ich weiß, dass er lieber Nudelsuppe als Pfannkuchen mit Kompott isst. Ich mache die Kreuzchen so, dass in den Menüs genügend Salat und Gemüse auftauchen. Einmal gibt es Bratwurst mit Kartoffelbrei und Sauerkraut. Da wird er sich freuen, denke ich. Für Frühstück und Abendessen kreuze ich alles an, was man ankreuzen kann. Butter, Schmelzkäse, Aufschnitt, Scheibenkäse, Graubrot. Im Frühling isst mein Vater Petersilie, Rucola und Frühlingszwiebeln zum Frühstück. Frische grüne Peperoni und Oliven. Im Herbst isst mein Vater Walnüsse und Pflaumenmarmelade. Wenn er in Deutschland ist, beginnt mein Vater seinen Tag gerne mit »Tamara Sauerkirsche«. Tamara ist Vaters deutsche Dauergeliebte. Es gibt sie nur im Aldi. Abends isst er warm. Auf Suppe folgt ein Hauptgericht. Immer gibt es auch einen Salat. Nach dem Essen einen frischen schwarzen Tee. Und dann eine Frucht. Im Sommer Melone. Im Winter Trockenfrüchte. So ist es der Vater gewöhnt. Wo kann man das ankreuzen?